

Die Bauern von Steig.

2]

Roman von Alfred Suggenberger.

Also ein Oberdörfler bin ich. Und zwar einer, der eine Idee hat. Es gibt im Oberdorf gern solche Leute, die eine Idee haben. Wie zum Beispiel der Schuhmacher Kapf, der drei Ziegen sein eigen nennt, und der auf seiner magern Holz- wiese jedes Jahr Versuche mit acht bis zehn Arten der wunderlichsten Düngmittel macht. Er sagt, er bereite auf dem Gebiete der Landwirtschaft als ein Bahnbrecher große Umwältungen vor. Nur der Mangel an Vermögen hindere ihn, diese schneller ins Werk zu setzen. Er redet gern davon, sei es auf der Straße oder im Wirtshaus beim Glase Wein, und wenn er einen aufmerksamen Zuhörer findet, ist er glücklich. Man kann dann immer wieder von neuen Plänen erfahren, zu denen er sich mit den Worten Mut zuspricht: „Wenn ich's nicht herausbringe, bringt's keiner heraus.“

Was nun meine Idee betrifft, die freilich mit den Jahren ein anderes Gesicht angenommen hat, mache ich für alles meinen ersten Pfleger verantwortlich; den Schneider „Wui“, der sechzehn Modelle besaß und der aus mir, seinem Kostguben, einen Maler machen wollte.

Gnadenbrot.

Meine Mutter, von Aerger und Mühsal krank und nieder- gebeugt, hatte in ihrer letzten Zeit bei ihrer Schwester auf dem Wäldihofe Zuflucht nehmen müssen. Wir hätten zwar für die Not von der Armenpflege eine Wohnung bekommen können. Die Gemeinde hatte nämlich seinerzeit im Oberdorf um billigen Preis drei ganz ineinander verbissene Nester gekauft, in welchen sie unterstützungsbedürftige Leute ohne Hauszins wohnen ließ. Der Anstoß hiezu war von Armen- pfleger Stoders Vater ausgegangen; ich habe den Pfleger später oft prahlen hören, daß die Armensteuer durch seinen Alten um einen Drittel niedriger geworden sei. Denn wenn auswärtswohnende Gemeindeangehörige um Unterstützung einkamen, stellte man ihnen solche zwar in Aussicht, jedoch mit der Bedingung, daß sie im Armenhaus Wohnung bezögen. Verdienst wolle man ihnen zur Genüge zuhalten. Daraufhin ließen die meisten nichts mehr von sich hören. Nur solche, die sich gar nimmer anders helfen konnten, die ganz Ausgeschämten, wie man auf der Steig sagte, machten von der Begünstigung Gebrauch. So stand dieses Armenasyl, das im Munde der Dorfbewohner zutreffend die „Burdi“ (spr. Buurdi, Dialektausdruck für Bürde, Last) hieß, dennoch nie ganz leer.

Aber ich erinnere mich, daß meine Mutter dem Pfleger, als er mit seinem Anfinnen kam, den Bescheid gab, eher mache sie etwas anderes, als sie mit mir in die Burdi zöge. Und sie konnte doch wohl wissen, daß auf dem Wäldi auch nicht viel Gutes auf uns wartete.

Die beiden Höfe, das „große“ und das „kleine“ Wäldi liegen in einer schönen Waldlichtung oberhalb des Bürger- waldes, fast eine halbe Stunde vom Dorf entfernt. Der Bauer im großen Wäldi war mein Taufpathe, aber ich fürchtete ihn wie ein Schwert, er war immer verdrießlich und ge- häßig gegen mich. Ich wußte, daß er mir und der Mutter jeden Bissen scharf mißgönnte.

Einmal hatte mir die Waise Käthe, meiner Mutter Schwester, heimlich in der Küche ein Butterbrot gebacken. Sie sagte: „Es es schnell! Es es schnell, bevor der Götti kommt!“

Ich biß tapfer hinein, da ging hinter mir die Türe auf, der Bauer kam herein; er wollte die abgerahmte Kälberrmilch hosen, die in einem Kübel neben dem Ruchentisch bereit stand.

Ich versuchte zwar, mein Brot zu verstecken, aber er hatte es gleich gesehen. Er warf seiner Frau einen bösen Blick zu, vor dem sie wie vor einem Schläge auswich. Sie war als die Magd auf den Wäldihof gekommen und hat es nie dazu gebracht, dort eine andere Nulle zu spielen.

„Das hat man,“ polterte der Götti heraus, „wenn man dersei Lumpenpack ins Haus nimmt! Die sollen uns aber nicht arm fressen, die, das will ich jetzt gesagt haben!“ Dann riß

er mit das Butterbrot aus der Hand und warf es zum Fenster hinaus auf die Hofreite. Mir gab er einen Puff, daß ich unter den Ruchentisch flog, wobei ich mich unflugerweise am Milchkübel festhalten wollte. Mir war's jämmerlich zu Mut, als ich jetzt die blaue Kälberrmilch in kleinen Bächlein immer weiter über den Lehm Boden hinschleichen und in den Vertiefungen schmutzige Lämpel bilden sah. Ich wußte schon, daß die Waise es nicht wagen durfte, mich zu beschützen, deshalb verkroch ich mich so gut es ging unter den Tisch und schaute mit zitterndem Herzen zu, wie sie mit dem Haderlumpen die Milchspüßen auftrudelte.

Die gefürchteten Schläge blieben zu meiner Verwunderung aus. Der Götti nahm den leeren Milchkübel und ging. Unter der Türe sagte er noch mit verbissener Schadenfreude: „Ihr könnt dann am Morgen den Kaffee schwarz trinken, Milch gibt's heute keine mehr. Die Käiber müssen eineweg (auf jeden Fall) ihr Ordinari haben! Und mit dem Pack, das will ich jetzt sagen: Die haben ausgefressen im Wäldi!“

Ich betete in jener Nacht, als ich neben dem Sohn des Hauses, dem etwas älteren halb blödsinnigen Kari, in dem großen Himmelbett in der Bindenkammer lag, inbrünstig zu Gott, daß er meine Mutter bald gesund machen möge; wenigstens bis im Frühling, bis das Nebwerk beginne. Denn die Mutter hatte viel Rearbeit übernommen, und sie sagte, ich dürfe dann immer bei ihr in den Neben sein und wir werden es schön haben miteinander . . .

Am folgenden Morgen, als ich die Kammerstiege her- unterkam, stand die Waise Käthe unter der Ruchentüre. Sie sah verstört und übernünftig aus; wie sie mich ansah, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen und fing heftig an zu weinen und zu schluchzen.

Augenblicklich kam eine schwere Ahnung über mich. Ich wollte gleich nach der Kammer der Mutter hinüber.

Aber die Waise hielt mich zurück. „Bleib nur da und sei gar nicht traurig. Gest (gleichbedeutend mit „Siehst du“, jedoch mit tröstender Nebenbedeutung) es ist ihr wohl ge- schiehen. Was hätte sie auf der Welt noch haben können? — Und wegen Deiner — da bin ja ich immer noch da.“

Ihr Reden half nichts, so gut es gemeint war. Mit plötzlicher Bestimmtheit kam mir mein ganzes Glend zum Bewußtsein, so klar und deutlich, daß sich mir das Herz zu- sammenkrampfte. Ich schlich leise wieder in die Kammer hinauf und legte mich mit den Kleidern ins Bett. Allmählig löste sich die Spannung in meiner Seele, ich konnte weinen, immer lauter und heftiger.

Kari stieß mich an und näselte ärgerlich: „Brüll doch nicht so, Lalli, jaudummer!“ Mit diesem Kostwort pflegte ihn der Götti, sein Vater stets anzureden.

Bald darauf stand die Waise Käthe neben dem Bett. Ich heulte noch lauter, als ich sie ansah. Als sie mir aber mit ihrer harten Hand über die Wangen fuhr und bittend sagte: „Bis (sei) jetzt still, gäll!“ Da wurde ich sogleich ruhiger, es war mir, als sei es ziemlich lange her, seit die Mutter gestorben.

Ich ging mit der Waise in die Küche herab. Es lag ein großes Stück dickgestrichenen Butterbrotes mit einer Schicht Dienenhonig darüber auf dem Herd. „Ist das nicht etwas Gutes?“ sagte sie. Sie konnte sehr lieb sein mit allen, wenn der Götti nicht da war. Mit der Kake, mit dem Sido; und besonders mit dem Kari, den sein Vater besarrlich haßte und vor den Leuten verbarag. Sobald jedoch der Mann in der Nähe war, tat sie ganz mädchisch.

„Geh, sitz jetzt auf's Desel und is! Ganz iröhlich kannst Du's essen, der Götti ist in's Dorf hinab zum Pfarrer.“

Da ging ich in die Stube, setzte mich, wie sie mich ge- heißen, auf das warme Kuschbänkchen und aß nachdenklich mein Honigbrot. Ich sah, wie draußen Schneeflocken nieder- wirbelten, und es fiel mir ein, daß vielleicht das Butterbrot von gestern noch hinter dem Haus auf dem Hofe liege und nun ganz und gar zugedeckt würde. Dann dachte ich darüber nach, ob es wohl jetzt im Himmel auch schneie und ob meine Mutter nun ihr schönes braunes Haar auch aufgelöst tragen müsse, wie die andern Engel, die ich in einem Bilderbüchlein gesehen. Ich konnte mir das gar nicht recht vorstellen. Und

nach später, so oft ich an sie dachte und von ihr träumte, immer trug sie die Köpfe aufgebunden und hatte ein graues weißgetüpfeltes Kleid an wie an jenem Herbstabend, als sie mich an der Hand durch den Birgerwald hinauf nach dem Wäldi geführt.

Sie hätte doch nicht sterben sollen, schon wegen der herrlichen Rebtage im Frühling! Und alles hatte sie so schön ausgedacht! In die kleine Wohnung zwischen Mettlers und dem Schuhmacher Napf wären wir gezogen nach Ostern. Und ich hätte meiner Mutter gewiß bald viel helfen können.

Hierauf spann ich mit großer Sorge den Gedanken aus: wenn die Mutter auch gar nicht in den Himmel kommen würde? Denn sie hatte oft über den Armenpfleger Stöcker sehr böse Worte geredet. Er habe den Vater in den Boden hineingebracht und uns das Heimweil (Heimwesen) abgestohlen. Immer behauptete sie, wir hätten uns mit der Zeit schon aus den Schulden herausgebracht, wenn dieser Schluß uns nicht in der bösesten Zeit mit dem Rechtstrib bedrängt hätte und zu den Bankherren gelaufen wäre. Einmal hatte sie dem Stöcker von der hinteren Treppe aus nachgerufen, er sei ein schlechter Hund, wenn es einen Herrgott gäbe, so könnte ihn der nicht mit gesunden Gliedern herumlaufen lassen. Zu mir sagte sie zwar nachher, sie habe das nur in der „Läubi“ gerufen; es gäbe schon einen Herrgott. Aber für so etwas könne er sie nicht strafen.

Ich grübelte hin und her, wie ich wohl Gewißheit darüber bekommen könnte, ob meine Mutter in den Himmel gekommen sei, oder nicht. Im letzteren Falle wollte ich kein einziges Mal mehr nachts beten, wollte dann überhaupt mit dem Liebgott keine Freundschaft mehr haben. Denn für mich gab es keine Frage: wenn irgend ein Mensch es verdient hatte, im Himmelsgarten spazieren zu dürfen, so war das meine Mutter.

Das letzte Erlebnis auf dem Wäldi, an das ich mich erinnere, war, daß an einem klaren kalten Wintertag viele Leute auf dem freien Platz vor dem Hause standen, alle schwarz gekleidet und mit sehr ernsthaften Gesichtern. Der Götti stand vor dem Spiegel und schabte sich den Bart, wobei er beständig über das schlechte Messer schimpfte.

Da klopfte es, der Armenpfleger Stöcker kam herein. Der Götti gab ihm nur einen schiefen Blick über die Achsel hinweg und fuhr dann mit Kasieren fort, ohne sich um den Gast im geringsten zu kümmern. Nachher wusch er sich den Seifen Schaum vom Gesicht und zog sich mit Umständlichkeit die Halsbinde an.

(Fortsetzung folgt.)

Gabriel Schillings flucht.

Ein Kunstfilm; Länge 914 Meter.

Von Wilhelm Cremer.

Wer vor einigen Tagen des Morgens in aller Frühe am Landwehrkanal vorbeikam, der konnte dort eine hochdramatische Szene beobachten. Ein junger Mann, dem man schon von weitem an der Samtjoppe, den wallenden Locken und der farbenbelegten Palette, die er in der Hand hielt, den Kunstmaler ansah, wurde von zwei Damen verfolgt, die in großer Aufregung waren und wilde Mordrufe ausstießen. Die eine schwang wie ein Indianerhäuptling in der hochgehobenen Rechten eine Bratpfanne, die andere suchte in direkt lebensgefährlicher Weise mit einer Browningpistole in der Luft herum. Vergebens suchte der unglückliche junge Mann in seiner Angst verschiedene Bäume zu erklimmen, auf vorbeifahrende Autos zu springen, durch Umwerfen von Obstständen, Passanten, Handwagen und Schutzleuten Hindernisse zwischen sich und seinen Verfolgerinnen aufzutürmen — immer näher und näher rückten ihm die Unbarmherzigen auf den Leib. Da — ein Verzweiflungsschrei, ein kühner Schwung über das eiserne Geländer, und schon schlugen die hochgehenden Bogen des wilden Landwehrkanals über ihm zusammen.

Alles war erstarrt, aber nur einen Moment. Denn schon folgten ihm in mutigen Kopfsprüngen die beiden Damen, die Obsthändler, Passanten, Handwagenbesitzer und Schutzleute. Nie in seinem Leben hat der Landwehrkanal eine solche wilde Jagd, ein solches verzweifelttes Wettschwimmen gesehen. Es ging über alle Hindernisse hinweg, über Teer- und Mörtelschiffe, deren Inhalt jeden der Teilnehmer in eine teigartige Figur verwandelte, über Apfelsäbne, die dabei den größten Teil ihrer hoch aufgetürmten Schätze verloren, über die zufällig dort verankert liegende schwimmende Schifferkirche, deren höchst entsetzter und vollständig ungeworfener Pastor in Bässchen und Talar vergebens zum Frieden mahnte. Und das letzte, was man schließlich von der wilden Jagd

noch sah, war ein erstürmter explodierender kleiner Dampfer, der in einer meterhohen Feuergarbe, in einem ungeheuern Strudel von Gischt und Schaum die ganze Gesellschaft zu verschlingen schien.

„Am Gotteswillen!“ wird hier der entsetzte Leser ausrufen. „Was war denn das? Warum hat diese ergreifende Liebestragödie nicht in der Zeitung gestanden? Wie war es weiter gegangen? Hat man den armen Maler ertränkt, erschossen, mit der Bratpfanne erschlagen, mit dem Schutzmannsfäbel halbiert oder sonst auf irgendeine interessante Weise getötet? Und was gab es sonst für Tote?“

Leider erlebt hier der mit Recht gespannte Leser eine schwere Enttäuschung. Nämlich, nichts dergleichen ist geschehen, auch nicht die kleinste Leiche schwamm in dem hierfür sonst ja bekannten und viel besungenen Landwehrkanal, und Maler, Schauspielerinnen, Obsthändler, Passanten, Schutzleute, Mörtel- und Teerschiffer, ja selbst der Pastor sahen zehn Minuten später einträchtig in dem Hinterzimmer eines in der Nähe gelegenen Cafés und wärmten, trockneten, restaurierten sich. Vorn im Lokal aber hatte sich eine illustre Gesellschaft versammelt: Herr Gerhart Hauptmann als Dichter, Professor Max Reinhardt als Regisseur, Richard Strauß, der sich fortwährend Einfälle für die begleitende Musik notierte, Oberregierungsrat v. Glasenapp, der sich sichtlich bemühte, in seinem Neuhäuser und Benchemen seinen Londoner Kollegen zu kopieren, die Herren Subermann, Webelind, Eulenberg, Dehmel als Vertreter des Verbandes deutscher Kinodichter, Josef Lauff, und vor allem der große Filmunternehmer Franz Xaver Brüdengländer, der als Sachmann das große Wort führte.

„Ich sage Ihnen, Herr Hauptmann, lassen Sie mir man machen! „Gabriel Schillings flucht“ wird ein Schlager werden, wie wir ihn in der Branche noch nicht erlebt haben. Was war Ihr Stück früher? Na, ich will Sie nicht kränken, mir sind schon noch langweiligere Sachen vorgelegt worden. Zwar der Titel ist gut. Eine flucht zieht immer. Je mehr flucht, desto besser. Wir werden da noch Verschiedenes hineinbringen. Morgen probieren wir am Wannseeufer mit einer Indianer- und Buffalo-Bill-Truppe.“

„Aber lieber Herr Brüdengländer,“ warf hier Gerhart Hauptmann schüchtern ein, „Indianer können wir doch unmöglich —“

Herr Brüdengländer sah sich mit der Miene eines Mannes um, der es mit einem ubermühtigen Kinde zu tun hat. „Haben Sie schon mal meinen grandios kolorierten Indianerfilm „Chingango“, der Schreden der Wälder“ gesehen? Ein Kassenmagnet sage ich Ihnen, ein Film von über 600 Meter mit Wildwest und Far East. Herr, glauben Sie, mit Ihrem öden Sequahle am Meeresstrande würden wir eine Kasse ins Theater laden? Sehen Sie Herrn Reinhardt an, der hat sofort begriffen, daß wir die ganze Karre gründlich umkrempeln müssen.“

Hier erhob sich Professor Reinhardt sehr geschmeichelt: „Zuwohl, aber die Hauptsache bleibt doch meine große Zirkusszene. Wenn Gabriel Schilling als Trapezkünstler bei dem Todesabstimmung verunglückt, weil seine Frau Ebeline aus Eifersucht das Seil durchgeschnitten hat, — mein Freund Vollmöller wird da noch eine Episode aus Aeschylus hineinarbeiten — ich sage Ihnen, damit erobern wir die ganze Berliner Kritik. Und dann erst Hanna Elias, die Kampftänzerin auf ungefalltem Hof, wie sie sich vor Schmerz die Kleider vom Leibe reißt.“

„Am Gotteswillen!“ unterbrach ihn hier Herr v. Glasenapp, und lästete nervös seinen englisch korrekten Zylinder. „Nur keine Entleidungszenen! Der Lord Chamberlain in London —“

„Recht haben Sie!“ sagte Herr Brüdengländer, der sich schon allzu lange unterbrochen fühlte. „Nur keine Nuditäten. Ich habe mit den hochmoralischsten Filmen, bei denen die Sittenpolizei einschließt, die besten Geschäfte gemacht. Nein, gerade bei der Zirkussache müssen wir mehr das Komische herausarbeiten. Kennen Sie „Kiefebusch auf dem Witwenball“? Hochanständig, sage ich, und eine Wurfprobe vom Humor. Oder „Naude als Opfer des Bordeauxweins“? So was zieht, so was bringt Kasse. Nachsalben brauchen wir, volle Häuser, denn die Kunst, meine Herren, geht nach Tausendmarktscheinen.“

Der arme Hauptmann hatte währenddessen wie betäubt auf seinem Stuhl gesessen. „Aber die Dichtung — die Stimmung —“ stammelte er höchst verwirrt.

„Da haben wir's!“ sagte Herr Brüdengländer, der nun wirklich am Ende seiner Geduld angekommen war. „Dichtung? Stimmung? Herr, seit vierzehn Tagen arbeite ich nun daran, aus Ihrer harmlosen Sache ein Sensationsstück zu machen, einen Standardfilm, einen Kassenmagnet. Die vertwegentsten Sportkiffe habe ich hineingebracht, und da kommen Sie und reden von Dichtung und Stimmung. Aber mit solchen Leuten muß sich eine Filmkünstlernatur, wie ich es bin, abgeben. Kommen Sie, Reinhardt! Es ist Zeit, nach dem Wedding zu fahren; wir müssen noch die große Kassenmagnetmaschine kurbeln.“

Und alles stieg in die bereitstehenden Autos: die inzwischen getrockneten Mitglieder der Wasserpartie wie die Vertreter der deutschen Kinodichter, Herr Brüdengländer und Herr Reinhardt, Herr v. Glasenapp und sogar der Hohenzollerndichter Josef Lauff. Aber während nun im Norden von Berlin unter der unübertrefflichen Leitung des Herrn Brüdengländer die „Kassenmagne zum blutigen Messer“ eine großartige Erstürmung durch mordlustige Apachen erlebte, während Frauen und Kinder, Schutzleute und Verbrecher erschossen, gevierteilt, in die Luft geprenzt wurden, und Gabriel Schilling seine flucht über Häuser und Höfe und Felder

fortsetzte, durch die tiefsten Keller Kletterte und die höchsten Fabrik-
schornsteine überwand — natürlich immer noch verfolgt von den
beiden Damen, von der hausbadenen Gattin Eveline mit der Brat-
pfanne und der dämonischen Vampirtänzerin Hanna Elias, die so
lebensgefährlich den Brodwing schwang — während alles das ge-
schah und der leitende Herr Brüdengländer wahre Triumphe ein-
heimste, sah in dem Café einsam und verlassen der Dichter Gerhart
Hauptmann, der Autor von „Gabriel Schillings Flucht“, und suchte
vergebens sich auf den Inhalt seines Dramas zu besinnen. Weh-
mütig trank er seinen Kaffee, und vor seinen Augen tanzten nur
noch Indianer, Schutzleute, Vampirtänzerinnen und Zirkuskünstler.

Vom befiederten Hanswurst.

Kaum weht bei uns ein lauer Sonnenatem durch die Lüfte,
so hat das der schwarze Hausfreund, der gern in unseren Gärten
siedelt, im fernen Süden schon gemerkt, und schon wirft er sich auf
die Flügel, um seiner Heimatssehnsucht nachzuzugeln. Denn er
hängt mehr denn jeder andere Vogel, der es bei uns in der Winter-
stille nicht aushalten kann, an seiner Heimat. Er ist der letzte, der
fortfliehet im späten Herbst, und der erste, der mit seinen komischen
Gesängen und seinem noch komischeren Gebaren froh auf seinem
alten Baum, vor seinem alten Nistkasten wieder anlangt. Und auch
jetzt, wo hin und wieder noch unfreundliche Tage und kühle Nächte
herrschen, ist der Starmach schon eine geraume Weile wieder da.
Man traut mitunter seinen Ohren nicht, wenn man plötzlich eines
Morgens, wo alle Welt die grünenden Wintersaaten und die ersten
feinen Knospenansätze im schwarzen Gezweig, die braunen Aeder
und die hellen Häufer draußen von warmer Sonne umleuchtet
liegen, das seltsame Popourri vernimmt, das nur von dem alten
gefiederten Hanswurst stammen kann, der wieder vor seinem Nisten
angelangt sein muß.

In freudiger Erregung springt man auf den Balkon — und
da hoch er wirklich nah vor seinem Häuschen, plustert das blau-
grünlich schillernde Gefieder auf und schmalzt, pfeift, klappert, zischt,
schmurt, gurgelt in den herrlichsten Rhythmen, die sich doch als
Ganzes zu einem seltsam harmonischen Gemengel vereinigen.
Dabei schüttelt er sich, als ginge es ihm selbst durch Mark und
Bein, der ganze Körper zittert und bebzt, als fänge jede Feder mit,
die Flügel schlagen, die Brust fliegt auf und nieder, die Beine
hüpfen plötzlich hier, plötzlich dorthin — er scheint wirklich nicht
alles sagen zu können, was sein Sängerbüchlein beschwert. Aber ist
es tatsächlich Freude über die Heimkehr? Klingt es nicht wie Gift
und Galle jetzt durch diesen unaufhörlichen Jubel? Ist es viel-
leicht nur eine Herausforderung zum Kampf an einen unsichtbaren
Feind?

Küchtig! Da sitzt plötzlich ein dicker Spatz breitspurig in dem
Loch des Starenhauses. Im Innern hat er's sich den Winter über
wohlhülich eingerichtet und nun soll er heraus — was ihm durchaus
nicht paßt! Der Besitzer ist der Eigentümer, denkt er, und macht
sich zum augenfälligen Beweis in dem Flugloch so breit, daß er es
gänzlich ausfüllt, und schräbelt mörderlich dazu. Der grimmige
Star rückt auf den Zweigen näher und droht dem Eindringling in
einer neuen Arie nochmals mit einer sofortigen Emission. Aber
der Spatz schräbelt empört dagegen an, hüpfet in seinem Eifer, seiner
Erregung auf den Stoß des Kastens — und da ist, ehe er's sich
versehen, der Star in seinem rechtmäßigen Eigentum. Frau
Späkin kommt auch noch heran und hilft ihrem Gemahl weiblich
mischimpfen; aber als Antwort fliegt das Spatenmobiliar zur
Tür heraus ihnen an die Köpfe, und dann kommt der Sieger selbst
heraus, trippelt auf seinem Stöckchen fidel herum und pfeift der
Spatzengesellschaft was.

Wenn aber die Spaten zu gut Wache halten — eines von dem
Ehepaar bleibt zu der Zeit, da die Stare zurückkehren, gewöhnlich
als Verteidiger in der hölzernen Feste —, dann muß der Star nicht
selten, trotzdem er bei weitem der stärkere Geselle ist, unberückte-
ter Sache abziehen und sich in irgendeinem alten Baumloch, in einer
Stein- oder Mauerriße, unter einem vorspringenden Dachsim, auf
einem Heuboden oder sonst irgendwo einen Unterschlupf suchen,
falls nicht ein neuer Starenkasten ihm gastliche Aufnahme bietet.
Wo's mir gut geht, ist mein Vaterland! lautet sein Motto; man hat
ihn selbst in alten, halb durchgeschlagenen irdenen Flaschen mitten
im Hauswirthswart aller Städtchen haufen sehen.

Aber darauf hält der Star, daß in nicht zu weiter Ferne ein
Teich sich ausbreite oder ein Bach sein Wasser ergießt, wenn er
irgendwo seinen Wohnsitz aufschlägt. Denn er ist ein erblich be-
lasteter Trinker. In seinem schwarzen, die Sonnenstrahlen beson-
ders auffaugenden Schillerköckchen leidet das Sängerbüchlein furchtbar
unter der Hitze des Sommers; was wohl auch ein Grund dafür ist,
daß er es im Herbst so lange bei uns aushält und jetzt schon so
früh wieder da ist. Die Vor- und Nachsaison scheinen seine Passion
zu sein.

Wegen seiner Lebendigkeit wird der Star auch der Hanswurst
unter den Vögeln genannt — und wer ihn öfter beobachtet hat,
während er seine Sangesergüsse vom Dachfirst herab in die Stille
der Morgenfrühe quirlen läßt, wie er dabei — man möchte fast
sagen: ein Wiener- und Geberdenspiel nötig hat, wie sonst kaum
ein anderer Vogel, der wird selbst dieser Bezeichnung ihre Be-
rechtigung zugestehen müssen. Aber selbst ein Hanswurst kann ein

guter Vater sein, und das ist der Star in ganz besonderem Maße.
Nicht nur daß er sein Weibchen während der Brutzeit mit allen
möglichen Delikatessen an fetten Käupen, rofigen Regenwürmern,
lebensfrischen Schnecken usw. versorgt, noch fleißiger ist er, wenn
die Jungen im Neste quäen. Man hat beobachtet, daß der Star
wenigstens alle fünf Minuten eine oder zwei Käupen oder sonstige
Schällinge zum Neste herbeitrug. Wenn man also die Summe
berechnet, die der Star allein an einem Tage ungefähr vertilgt,
erkennt man, von wie ungeheurem Nutzen sie gerade für den Land-
mann und den Gartenbesitzer sind. Als Beispiel für den in die
Augen springenden Nutzen sei erwähnt, daß die früher alljährlich in
den holsteinischen Marschen auftretende Plage des Grasswurmfraßes
seit mehreren Jahrzehnten allein infolge der säubernden Tätigkeit
der Stare aufgehört hat.

Wenn die Jungen glücklich so weit sind, daß sie sich die Welt
allein ansehen können und es schon verstehen, im Gass mit dem
langen Schnabel nach Würmern herumzustöbern, sammeln sich die
Starenfamilien abends gern zu großen Schwärmen zusammen, um
mit Vorliebe im Röhrich zu nächtigen, in den kühlen Ausdünstungen
des Wassers von dem unruhigen Getriebe des Tages auszuruhen.
Auch an den weiten Wasserpegeln der Habel kann man es im
Sommer täglich beobachten, wie sie in gedrängten Haufen wie eine
dunkle Wolke durch die dämmerige Abendlandschaft, über den
Schmelz des verglühenden Himmels mit lautem Brausen hin-
schwimmen. Plötzlich, wenn sie über ihren gewohnten Ruheplätzen,
von denen ich einen unterhalb der Pfaueninsel nach Schwanen-
werder zu öfter beobachtete, angekommen sind, scheinen sie in der
Luft stehen zu bleiben, im gleichen Moment schießen sie pfeilschnell
herab. Die Flügel haben sie völlig an den Körper gelegt und sie
schießen so schnell herab, daß ein dumpfes, weithin hörbares Ge-
töse, dem Rauschen eines losbrechenden Hagelschauers vergleichbar,
entsteht.

Dann im Rohr erheben sie gleich ihre Stimmen, und eint
tausendstimmiges Geschwätz hallt um so lauter durch die Stille des
Abends, je ruhiger es sonst schon in der dunkelnden Landschaft wird.
Jeder neu ankommende Schwarm wird mit um so lauterem Freuden-
geplauder empfangen, bis es allmählich doch stille wird in der un-
ruhigen Gesellschaft. Sie setzen sich zum Schlafen zurecht, und es
hocken immer so viele sich auf einem Röhrfengel zusammen, bis
er eine völlig horizontale Lage annimmt. So haben sie eine be-
queme Stellung und halten es wirklich aus, bis zum Morgen den
Schnabel zu halten. Kaum jedoch fliegt ein erster zarter Licht-
schauer hinterm Horizont herauf, geht der Spektakel mit frischen
Kräften los, und schlief die Sonne noch, sie mühte erwaschen von
diesem Halle.

Seine Lustigkeit, sein lebhaftes Temperament und seine ewige
Anruhe bewahrt der Star auch in der Gefangenschaft, und schon
deswegen allein ist er ein lieber Zimmergenosse. Nichts geht um
ihn herum vor, das er nicht sähe; seine Neugier ist schlimmer als
die kleiner Kinder. Kann er zum Glück auch nicht fragen wie diese
— ein wenig sinnloses Geplapper, das man ihm beibringt, vermag
er ja wie eine sprechende Puppe daherzusammeln —, mit seinem
Schnabel indes macht er sich an alles heran, das seinem Vogel-
gehirn unbegreiflich erscheint und bastelt so lange daran herum,
bis er es glücklich kaput gemacht hat. Dann erst schaut er nach
anderem aus. Klug wie ein Hund, weiß er sehr wohl die Miene
und Gebärde seines Herrn zu deuten und richtet sich weise danach:
das heißt, er schmurt in die äußerste Ecke, am sichersten auf die
Gardinengänge, wenn ein Unwetter ob einer zerbrochenen Tasse
oder irgendeines anderen Malheurs wegen heraufzieht, das der
Star in seinem Wissensdrang angerichtet hat. Sie können nicht
stundenlang in Briten versunken auf der Stange dastehen, wie ein
Dompfaff zum Beispiel oder das Katzelschken; immer haben sie
etwas vor, und sind sie auch nicht auf wissenschaftliche Entdeckungen
aus in den Violenrißen, den Sofakissen, in den Klaviertasten usw.,
so machen sie sich ein Pläsier daraus, ihren übrigen Kollegen in der
Gefangenschaft einen Streich zu spielen. Nuttwillig gehen sie selbst
an die Nester der anderen heran, zerrn den Bau auseinander, und
es ist ihnen dabei ganz gleich, ob eventuell die Eier in die Brüche
gehen oder nicht.

Ein ganz ungewöhnlicher Qualgeist brachte mir einmal die
ganze Vogelschube in Aufregung und Entsetzen. Ein Schreien und
Flattern begann in der Vogelkammer, daß ich flugs, eine Gefahr
witternd, hinzu sprang. Aber da hatte sich der Starmach ein großes
Stück Zeitung hereingezerzt und flog damit im Schnabel zu seiner
Belustigung und zum Schrecken der anderen wie besessen hinter dem
geängstigten Genossen drein, die in Furcht vor dem weißen Ange-
heuer mit dem schadenfrohen Starmach darin nicht mehr muhten,
wohin sie sich retten sollten. Außer ihrem Spatz am Unfug haben
die Stare viel Vergnügen an der Nachahmung des Gesanges der
in der Nähe nistenden Vögel. Wer recht hinlauscht, hört aus dem
Gemengel, das der Starenleser so begeistert entquillt, das Ge-
trächze des Raben, das melodiose Gequirl des Hänflings, Häher-
schreie, Schwalbengeplauder, Pirolrufe so täuschend, daß er Pirole
anlockt, Spatenwolapüt, überhaupt die Vogelstimmen der ganzen
Nachbarschaft — selbst ein verzweifelles Harzerrollen! In der Ge-
fangenschaft kann man diese vorzügliche Gabe der Nachahmungs-
fähigkeit pflegen und dem gelehrigen befiederten Schüler prächtige
fremde Vogelgefänge, ja selbst die köstlichen Melodien beibringen.

Wie vortrefflich er ab und zu auch die Sprache des Menschen
nachzuahmen vermag, dafür spricht folgendes Stüdchen: Ein Kantor
hatte einen Star im Besitz gehabt, der öfter den geschäftlichen Aus-

Einandersehungen im Hause zugehört hatte, ohne natürlich davon etwas zu verstehen. Aber markante Laute hatte er sich unübergeßlich eingepägt. Der Starmach durfte im Hause frei umherfliegen. Eines Tages aber sah er mit einem Schwarm wilder Stare im Netz eines benachbarten Vogelfängers, der ihn jedoch gleich erkannte. „J. Rägchen, wie kommst denn Du hierher?“ — „Per Kompagnie!“ — Alwin Rath.

„Quellenbücher“.

Der Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern verlangt heutzutage nach historischer Methode. Sie ist hier nach dem bekannten Schlagwort „die Forderung des Tages“. Hören wir z. B. was darüber einer der hervorragendsten zeitgenössischen französischen Physiker, P. Duham, sagt: „Das beste, ja das einzige Mittel, um denen, die die Physik studieren, eine richtige Vorstellung und einen klaren Ueberblick über die so verwickelte und so mannigfaltige Organisation dieser Wissenschaft zu geben, besteht in folgendem: man zeichne die Umbildungen, die bei der Aufstellung der theoretischen Form durch das Anwachsen des empirischen Materials bedingt waren, man beschreibe die lange gemeinsame Arbeit, in der der gewöhnliche Verstand und die debutante Logik dieses Materials analysiert und diese Form gemeißelt haben, bis sie sich genau aneinander anpassen.“ Was hier von der Physik gesagt wird, gilt in noch höherem Maße von der Biologie (Wissenschaft vom Leben).

Einer der besten Wege, die hier aufgestellte Forderung zu befriedigen, ist das Studium der Originalarbeiten solcher Forscher, denen die betreffende Wissenschaft ihre Entwicklung am meisten verdankt. Abgesehen von der unmittelbaren Anschaulichkeit und Frische, die aus solchen Arbeiten herborquellen und die von keiner späteren Darstellung je erreicht werden können, bietet auch ein derartiges Studium die in den Lehrbüchern meistens verwischten Einblicke in das allgemeine Kulturleben der betreffenden Epoche. So reizend dieser Studienweg nun auch ist, so ist er freilich auch reich an Hindernissen und Gefahren und ohne sachkundige Führung gar nicht zu betreten. Ist doch der Standpunkt des heutigen Wissens eine notwendige Voraussetzung für die richtige Würdigung der historischen Quellen.

In den „Quellenbüchern“, die der bekannte Leipziger Verlag A. Voigtländer bereits in stattlicher Zahl (etwa 40 Bändchen) erscheinen ließ, wird uns eine Bibliothek geboten, die eine Reihe von geschichtlich wichtigen Originalarbeiten in sorgfältiger Redaktion und mit notwendigen Erläuterungen versehen, in sich vereinigt. Ihr naturwissenschaftlicher Teil, der uns zunächst beschäftigen soll, umfaßt etwa ein Duzend Bändchen, die sich auf verschiedene Gebiete der theoretischen Naturlehre und der beschreibenden Naturwissenschaft verteilen. Das Gebiet der Physik ist bis jetzt durch zwei Publikationen vertreten: Otto v. Guericke's (1802—1886) Abhandlung über die Luftpumpe und den Luftdruck und die Arbeiten von Robert Mayer (1814—1878) über die Erhaltung der Kraft. Das Werk des Magdeburger Bürgermeisters, der mit zu den bedeutendsten Geistern der Epoche der Erneuerung der Naturwissenschaften gehört, ist in seinem wichtigsten Teil, worin die seit dem klassisch gewordenen Versuche mit dem leeren Raume beschrieben werden, wiedergegeben. Eine Reihe dem Originalwerke entnommener Zeichnungen veranschaulichen den Text, dem auch eine Lebensbeschreibung des Physiklers mit der historisch-kritischen Würdigung seines Lebenswerkes beigegeben ist. Die in richtigem Maße eingestreuten Textanmerkungen stellen, soweit nötig, den veralteten Ansichten des 17. Jahrhunderts die neuzeitlichen Anschauungen entgegen. So ist das grundlegende Werk der Aerostatik im neuen Gewande auch dem Laien vollkommen zugänglich geworden. — Die von Dr. A. Reuburger getroffene Auswahl aus den Werken von J. A. Mayer enthält vier teilweise gekürzte Artikel des berühmten Physiklers. Sie beziehen sich sämtlich auf die Entdeckung des Gesetzes der Erhaltung der Energie und gehören zu den wahrhaft klassischen Dokumenten der neuzeitlichen Entwicklungsgeschichte der Naturlehre. Der Herausgeber hat die Sammlung mit zwei recht ausführlichen einleitenden Artikeln versehen. Der erste gibt eine Lebensbeschreibung des Entdeckers und einen Ueberblick über die Geschichte der Entdeckung selbst. Der zweite ist der theoretischen Würdigung des Gesetzes gewidmet. Leidet auch der erste Artikel an mancher Ungenauigkeit — so ist, um bloß eine herauszugreifen, die Rolle des englischen Zeitgenossen Mahers, J. P. Joule, ganz falsch dargestellt, — so muß der zweite als vollkommen verfehlt und unbrauchbar bezeichnet werden. Der Verfasser wirft zwei gänzlich verschiedene physikalische Prinzipien: den Satz von der Erhaltung der Energie und den sogenannten zweiten Satz der Thermodynamik, der den jeweils möglichen Grad der Verwertung der freien Energie bestimmt, unterschiedlos durcheinander. Und es ist einfach unglücklich, welche haarsträubenden Unrichtigkeiten dadurch dem ahnungslosen Leser aufgetischt werden. Daß wir auf Grund des Erhaltungssatzes so ohne weiteres imstande sein sollten, zu berechnen, wieviel Arbeit man aus einer bestimmten Wärmemenge erhalten kann; daß eine im Weltraum befindliche Masse eine Erhöhung erleidet, wenn sie in den Anziehungsbereich (?) eines anderen Weltkörpers kommt, — diese und ähnliche physikalisch sinnlosen Behauptungen von einem Berantw. Redakteur: Alfred Dielepp, Neufölln. — Druck u. Verlag:

Manne vorgetragen, der seines Zeichens Herausgeber einer ernstlichen wissenschaftlichen Zeitschrift ist, machen einen geradezu deprimierenden Eindruck. Wir möchten doch dem Leser entschieden raten, diese Erörterungen des Herrn Dr. A. Reuburger einfach zu überschlagen, von dem Verlage aber erhoffen wir, daß er so bald wie irgend möglich für eine würdigere wissenschaftliche Ausstattung des Bändchens Sorge trägt.

Die chemische Abhandlung von J. Hoffmann (1660 bis 1742) über das Kohlenoxyd, die zusammen mit der Antikritik von seinem Zeitgenossen Erdmann gedruckt ist, bildet eine wahrhaft löstliche Lektüre. Der Erfinder von den jetzt noch bekannten „Hoffmannschen Tropfen“ führt mit den unzulänglichen chemischen Kenntnissen damaliger Zeit ausgerüstet, den Nachweis, daß das Kohlenoxyd, das bei ungenügender Verbrennung entsteht, die natürliche Ursache eines damals gerade eingetroffenen aufsehenerregenden Unglücksfalles war. Sein gottesgelahrter Gegner wendet alle Mittel der spitzfindigsten Dialektik an, um diese natürliche Erklärung zu widerlegen und zu beweisen, daß hier der Teufel mit Gottes Erlaubnis „zum Schreden der atheistischen Welt“ seine Hände im Spiele hatte. Beide Abhandlungen, als Dokumente von kulturgeschichtlicher Bedeutung, lesen sich mit großem Interesse. Sie sind gut eingeleitet und in ausreichendem Maße mit erläuternden Fußnoten versehen.

In das Gebiet der Erdkunde fallen drei Bändchen, von denen zwei die „Geographie des Erdkreises“ von Pomponius Mela (wirkte etwa um 41—54 n. Chr.) umfassen. Die hier gebotene Ausgabe des Wertes des römischen Geographen ist eine Zierde der Sammlung, was wissenschaftliche Exaktheit und Gediegenheit des historisch-kritischen Apparates anbetrifft. Das Werk gibt nicht nur eine Beschreibung der in der Antike bekannten Länder, sondern wird auch durch allerlei völkerverkundliche Beobachtungen, Legenden, historischen Erzürten usw. belebt. Die Liebhaber der Antike werden dem Verlage und dem Herausgeber des Wertes Dr. H. Philipp für ihre Leistung sicherlich den besten Dank wissen. — Das dritte Bändchen geographischen Inhalts besteht in der von P. Schneider besorgten Auswahl der Berichte von Augenzeugen der Vulkanausbrüche in alter und neuer Zeit. Sie fängt mit den Briefen des jüngeren Plinius über den Vesuviusausbruch im Jahre 79 n. Chr. an, bei dem zwei blühende Städte, Pompeji und Herculanium, begraben wurden, und endet mit einer Reihe von Berichten über die Vernichtung von Martinique durch den Mont Pelée am 8. Mai 1902. Außerdem werden einige verwandte Erscheinungen — der Feuersee auf Hawaii, die Geiser auf Island u. a. — in anschaulichen Schilderungen mit behandelt. Eine kurze Einleitung erörtert die wichtigsten Probleme des Vulkanismus.

„Aus der Geschichte der lebendigen Substanz“ nennt sich ein Bändchen, das in 9 kleinen Bruchstücken aus den Werken hervorragender Biologen der drei letzten Jahrhunderte die Entwicklung der Zellenlehre behandelt. Von Robert Hooke (1635 bis 1703) bis Ernst Brücke (1819—1892) reicht diese Geschichte; nicht weniger als 10 Forscher sind im Bändchen durch ihre Beiträge vertreten. Kurze historische Einleitung, mehrere Abbildungen, darunter drei Porträts, und ein kleines Wörterbuch wichtiger Fachausdrücke kommen dem Wertchen, als dessen Herausgeber Dr. G. Brückner zeichnet, sehr zustatten. Von derselben Art ist auch ein medizinisches Bändchen der Sammlung, das der Geschichte der Entdeckung der Krankheitserreger gewidmet ist. Mit sachkundiger Hand sind hier etwa 30 Beiträge zu diesem Thema zusammengestellt, anfangend mit der Darstellung der Pest in Athen, die der griechische Historiker Thukydides (5. Jahrhundert v. Chr.) entwirft. Eine Mitteilung von R. Koch über die Tuberkulose beschließt die Reihe. Auch dieses Bändchen ist vom Herausgeber, Dr. J. Grober, beantwortet sowie mit einem Schlußwort versehen. In den „Grundfragen der Medizin“ von Cornelius Celsus (gewirkt in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) besitzen wir ein medizinisches Handbuch, das der Herausgeber, Professor Th. Meyer-Steinig, eine der klassischen Quellen zu den Grundfragen der Heilkunde nennt. Die Einleitung gibt eine gedrängte geschichtliche Uebersicht über die Entwicklung der römischen Medizinwissenschaft, sie würdigt das Werk von Celsus und hilft dem Laien, sich dessen Inhalt anzueignen.

Etwas abseits von dem bisher besprochenen Typus der „Quellenbücher“ steht das Wertchen von Dr. K. H. Jakob: „Der diluviale Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Tierreich“. Es ist eine gute, lebendige, wenn auch sehr knappe Darstellung der Naturgeschichte des Urmenschen und der wichtigsten Tierformen des Eiszeitalters. Das Büchlein ist auf Grund ausgehiebiger Quellenstudien geschrieben; die aufsehenerregenden Skelett- und Schädelreste letzter Jahre sind übersichtlich zusammengestellt und behandelt. Ein großer Vorzug des Büchleins sind klare, gut ausgeführte Abbildungen.

Neben diesen naturwissenschaftlichen Werken umfaßt die „Quellenbücherei“ auch eine größere Anzahl von kulturgeschichtlichen Urkunden. Wir führen hier bloß die Titel einiger davon an: „Die ersten deutschen Eisenbahnen“, „Deutsche Hausmöbel“, „Antike Quellen zur Geschichte der Germanen“, „Aus dem Leben vornehmer Ägypter“, „Gosleben in Byzanz“, „Albrecht Dürers Briefe“ u. a. mehr. Der Preis des fest kartonierten Bändchens der Sammlung beträgt in der Regel weniger als 1 M. Er ist in Anbetracht der durchwegs guten Ausstattung sehr mäßig zu nennen.

V. Th.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.